

Im Spiegel

Predigt über 2. Korinther 4,14-18

Gottesdienst zum Sonntag Jubilate (21.4.2024), Schlosskirche Bonn

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit Euch allen!

Liebe Geschwister!

„Wow, cool!“. Oder: „Das war ja mal wieder ziemlich viel *Saturday night fever* gestern!“ Oder vielleicht: „Guten Morgen, du alter Madensack!“ Oder einfach: „Hi!“

Wie habt Ihr Euch heute morgen begrüßt, wie habt Ihr Euch gesehen, als Ihr in den Spiegel geschaut habt? Wer sah Euch da entgegen? Habt Ihr Euch wiedererkannt? Habt Ihr Euch ein freudiges „Guten Morgen“ zugeflötet? Oder war es eher ein mürrisches: „Du schon wieder!“?

Der morgendliche Blick in den Spiegel, er ist alltäglich, jedenfalls für die meisten unter uns. Was wir da sehen, unterliegt freilich erheblichen Variationen, und es mag uns gelegentlich überraschen. Bin ich mir vertraut? Komme ich mir einigermaßen bekannt vor? Oder sehe ich mich neu und anders – sei es im negativen, sei es auch im positiven Sinne? Jenseits der durchaus mess- und angebbaren Proportionen der Ästhetik gibt es mehr, was unser Bild von uns selbst beeinflusst und ändert. Heute finde ich mich akzeptabel, und morgen traue ich mir vielleicht kaum in die Augen zu schauen.

Der Blick in den Spiegel, das ist in unserer Tradition auch zum Sinnbild der Eitelkeit geworden – eine Todsünde! Und warum das? Der Blick in den Spiegel ist der Blick allein auf uns selbst, so der Vorwurf, er hält er uns Narzissten bei uns selbst fest, auch in der Wahrnehmung nur des Äußeren oder des Körpers. Selbstbespiegelung also, die nicht um sich schaut und nicht zum Wesentlichen vordringt, die nicht lernt und *versteht*.

Andererseits auch dies: „Ich kann jeden Morgen in den Spiegel sehen“ – das ist ja auch ein selbstbewusstes Wort des guten Gewissens, des standhaften, wenig beeinflussbaren Menschen, der anderen nichts schuldig ist, und auch seinen eigenen moralischen Standards jedenfalls nicht allzu lange untreu geworden ist. Wohl dem, der das von sich ehrlich sagen kann.

Täuscht uns unser Spiegel? Beschönigt er uns, spiegelt er uns falsche Tatsachen vor? Sehen wir, wann immer wir in ihn hineinschauen, in einen Zerrspiegel? Und was bedeutet es, dass uns der Spiegel immerzu die Seiten vertauscht? Ist es denn egal, was links liegt oder was

rechts steht? Aber auch: Was bleibt ihm und uns verborgen? Was verbirgt sich hinter den blinden Flecken und den toten Winkeln?

Als Kind wurde ich eines Tages von meinem großen Bruder mit der feierlichen Erklärung angelockt: „Willst Du einmal die Unendlichkeit sehen?“ Natürlich wollte ich, natürlich wollte ich mir dieses geradezu metaphysische Experiment (den Ausdruck habe ich damals allerdings noch nicht geprägt), als Kind wollte ich mir das Geheimnis, in das mein großer Bruder mich einzuweihen versprach, natürlich nicht entgehen lassen.

Und so führte er mich vor den großen Spiegel im Badezimmer, und er drückte mir einen bereitliegenden Handspiegel in die Hand und richtete ihn sanft so aus, dass Spiegel sich in Spiegel spiegelte, und ich konnte dies sehen: eine sich fortsetzende, in kleinen Schritten im Dunkel verschwimmende Folge von Spiegelbildern, die ich nicht zählen konnte, aber von der ich mir schon vorstellen konnte, dass sie sich unendlich fortsetzen würde, ja musste.

Einerseits: Mein großer Bruder hatte also nicht zu viel versprochen, es war ein Blick in, oder eine Veranschaulichung dessen, was wir Unendlichkeit nennen. Andererseits: Viel Spannendes zu sehen gab es nicht, eine Folge von kleiner und dunkler werdenden Spiegelbildern, eine Vervielfachung dessen, was mir der Blick in den ersten Spiegel doch schon zeigen konnte. Ist die Unendlichkeit nicht mehr als eine unendliche Folge des immer Gleichen? Bringt der Blick in die Unendlichkeit neue Einsicht? Ist das Unsichtbare jenseits des Unendlichen? Solche Fragen begannen sich zu formen. Oder auch dies: Gibt es das Unsichtbare gar nicht? Die ontologische Frage gewissermaßen, aber auch dieser Begriff kam mir damals noch nicht flüssig über die Lippen. Ich erinnere mich: Ich habe das Experiment noch öfter wiederholt, mir dabei auch jeweils die feierlichen Worte meines Bruders in den Sinn gerufen, allein, ein Mehr an Einsicht hat sich nicht ergeben.

Ein kleines optisches Experiment, bloß ein Spiel, mehr nicht. Aber anregend.

Unser von der Wissenschaft geförderter Blick in die Unendlichkeit, verstanden als Mr. Spocks „unendliche Weiten“ des Universums, hat sich fantastisch, und mit Atem beraubenden Ergebnissen, geschärft, ich nenne nur das Stichwort Hubble Teleskop. Der teils physische, teils metaphysische Himmel, den die Antike dachte, hatte sich schrittweise und in der Neuzeit ganz und gar in den physikalisch-kosmologischen Himmel gewandelt. Doch ist damit die Faszination für den Himmel keineswegs geschwunden; vielmehr überrascht er uns immer wieder neu: Neue Planeten und Sonnen, neue Schwarze Löcher, neue Welten. Können, dürfen wir nun, gerade angesichts der neuen Bilder von Erde und Sonnensystem und Universum, auf das Unendliche im Sinne des Unsichtbaren endlich verzichten? Gibt es da, jedenfalls für uns Menschenkinder, noch eine Erkenntnismauer, die, um es in der Sprache veralteter Kosmologien und Mythologien zu sagen, Hier und Dort, Diesseits und Jenseits voneinander trennt? Können wir auf das Unsichtbare, verstanden als das Jenseits unserer Erkenntnis, nicht ganz verzichten? Wäre das nicht eine Befreiung zu einem faszinierenden

und unendlichen Diesseits, das uns genug Fragen und Aufgaben stellt, das uns reiche Wunder schenkt und das uns aus dem Staunen nicht herauskommen lässt? Ich habe viel Sympathie für eine solche Einstellung. Wenn es jenseits des bestirnten Himmels, hinter der Wand von Zeit und Raum nichts gibt, wäre das nicht eine grandiose Einsicht? So fragen die Menschen schon lange.

Und mit solchen Fragen hören wir nun den heutigen Predigttext aus dem 2. Korintherbrief, Kapitel 4. Der Apostel Paulus schaut in den Spiegel:

„Denn wir wissen, dass der, der den Herrn Jesus auferweckt hat, wird uns auch auferwecken mit Jesus und wird uns vor sich stellen samt euch. Denn es geschieht alles um euretwillen, auf dass die Gnade durch viele wachse und so die Danksagung noch reicher werde zur Ehre Gottes. Darum werden wir nicht müde; sondern wenn auch unser äußerer Mensch verfällt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert. Denn unsre Bedrängnis, die zeitlich und leicht ist, schafft eine ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig.“¹

Wisst Ihr, liebe Geschwister, was der Apostel sah, als er morgens in den Spiegel schaute? Einerseits doch wohl ja, denn unser Bild von Paulus steht, dank der christlichen Bilder-Kunst, seit Jahrhunderten fest: Ein älterer Mann, „klein von Gestalt, mit kahlem Kopf und krummen Beinen, in edler Haltung mit zusammengewachsenen Augenbrauen und ein klein wenig hervortretender Nase, voller Freundlichkeit“. Das ist ein Zitat, und es dürfte tatsächlich am Anfang der Geschichte der Paulus-Bilder der christlichen Tradition stehen. Es findet sich in den Acta Pauli vielleicht noch aus dem 2. Jh. n. Chr.

Aber, so wenig wir jeden Morgen dasselbe, denselben, dieselbe, sehen, wenn wir in den Spiegel schauen, so wenig Paulus, wie er sich im vorgetragenen Text ausspricht. Ich kann die ganze Geschichte hier nicht erzählen, nur soviel: Paulus hat erhebliche Schwierigkeiten mit den Christusanhängern in Korinth, und er bemüht sich in seinen Briefen, mit verschiedenen Argumenten und in sehr unterschiedlichen Tonlagen, die Angeredeten von seiner Botschaft und seiner wackligen Autorität als Bote Gottes zu überzeugen, sie zu gewinnen, und sie zugleich scharf zu warnen. Zum Beispiel: Das „Wir“ in unserem Kontext könnte konziliant gemeint sein, um Verbindung und Verbindlichkeit zwischen dem Apostel mit den Angeredeten bemüht, oder es könnte Paulus und seinen Freund Timotheus zusammen meinen, um zu signalisieren: Ich bin nicht allein.

Befragen wir unser Textstück daraufhin, welche Lebenserfahrung sich in ihm zu Wort meldet (der Ausdruck „widerspiegelt“ wäre jetzt rhetorisch doch etwas zu billig, und er enthält, glaubt es mir aus langer Korrekturerfahrung, auch zwei orthographische Tücken), welches

¹ Der Text folgt der Lutherbibel, Revision 2017.

Lebensgefühl, so müssten wir wohl sagen: Trotz allen österlichen Jubels, trotz des „fröhlichen Wechsels“ zwischen meinem Erlöser und mir, von dem wenig weiter die Rede sein wird, trotz alledem ist die Tonlage doch zunächst ziemlich ernüchternd: Unser äußerer Mensch verfällt – „guten Morgen, du alter Madensack“, unsere tägliche Bedrängnis – unser tägliches Päckchen – das Kreuz, das wir tragen müssen, so könnte man die Reihe fortsetzen. Unsere gute alte evangelische Anthropologie eben.

Und man fragt sich dann weiter, ob und wie der Apostel, der mit seinem Beruf und seiner Berufung nichts als Ärger zu haben scheint, wie er *überzeugend* den argumentativen Weg findet aus der Sackgasse des „All' Morgen ist ganz müd' und alt“. Ein abschließendes und schulterzuckendes „Ist halt so“ wäre nicht nur rhetorisch ein ziemlicher Bankrott, sondern auch geistlich arm und nicht sehr selig. Sind wir also, selbst wenn wir in diesem Leben auf Jesus von Nazareth hoffen, nicht doch ziemlich elend? Oder sind wir gerade die Elendesten, weil und wenn wir in diesem Leben auf Jesus hoffen, dessen Leben von neutralen Zeitgenossen kaum als erfolgreich hätte bezeichnet werden können?

Die Antwort des Paulus lautet, natürlich stark abgekürzt: „Schaut genau hin!“ Wir schauen, so sagt er in einer fast paradoxen Formulierung – für die Liebhaber des Wortes, die Philologen unter uns – in einem Oxymoron: Wir schauen, ja starren auf das Unsichtbare, jeden Morgen neu, und damit schauen wir in die Unendlichkeit, die auch Zeit und Tod hinter sich lässt.

Puh, das ist ganz schön starker metaphysischer Tobak, oder? Ist das mehr als eine trotzige Behauptung, mehr als die Behauptung: Ich, der Apostel, kann in die Unendlichkeit sehen, und da sehe ich etwas, was Ihr nicht seht – jedenfalls nicht, wenn ich es Euch nicht immer und immer wieder zeige? Wie und wo kann man das Unsichtbare sehen – und was gibt es da zu sehen? Wir möchten darüber nicht bloß belehrt werden, wir möchten schauen, bitteschön!

Vielleicht kennen manche von Euch den Film „Le rayon vert – Das grüne Leuchten“ von Éric Rohmer aus dem Jahr 1986. Den, wie ich finde, sensiblen und schönen Film möchte ich hier nicht nacherzählen, und auch möchte ich nichts sagen über die Bezüge dieses Films zu Jules Vernes' gleichnamigem Roman. Wozu gibt es Wikipedia?

Nur dies: Was ist das grüne Leuchten, das in der Geschichte dann natürlich metaphorisch und emotional aufgeladen wird? Es ist ein optisches Phänomen, das sich zumal am Meer bisweilen bei Sonnenauf- und -untergang beobachten lässt: Ein grüner Schein erscheint am oberen Rand der Sonnenscheibe, manchmal ist es auch ein grüner Blitz direkt nach dem Untergang der Sonne.

Im Film wird das grüne Leuchten gezeigt – darauf läuft die Geschichte hinaus, anders kann es gar nicht sein. Ist es im Film aber auch zu sehen? Ich gestehe, ich habe es in dem Film, den

ich mehrfach gesehen habe, nicht entdeckt. Lag das an den Bildschirmen und Leinwänden, auf denen ich ihn gesehen habe? Lag das daran, dass es da nichts zu sehen gab? Und, falls so – war das ein Mangel, oder gerade volle Absicht, ja, die subtile Pointe der Geschichte? Oder lag es schlicht an mir?

Diese Fragen haben mich ziemlich beschäftigt, und immer wieder bin ich ans Meer gegangen bei Sonnenuntergang, und habe nach dem grünen Leuchten Ausschau gehalten. War das bloß die Neugier auf das physikalisch-optische Phänomen? Suchte ich da nach mehr, vielleicht nach einem Abschluss einer Geschichte, oder vielleicht gerade nach einem Anfang?

Tatsächlich habe ich es einmal gesehen, das grüne Leuchten, oder ich meine es gesehen zu haben, oder mein freundliches Gehirn hat meinen Wünschen nachgegeben und mir das grüne Leuchten in die Augen und das Herz gesendet, um mich zu trösten und zu beglücken.

Wer wollte das entscheiden? Und, kommt es darauf an, dass hier entschieden wird?

Liebe Geschwister, auf das Unsichtbare hinzublicken, genau zu achten, nach ihm zu suchen, wie Paulus es sagt, das ist ein Ratschlag, den ich für heute aus unserem Predigttext mitnehme. Das Unsichtbare ist dabei nicht das, was sich hinter einer metaphysischen Mauer prinzipiell all' unserem Suchen und Forschen entzieht, es ist vielmehr, so verstehe ich es, das, was, vielleicht selten und überraschend, gelegentlich aufscheinen oder aufblitzen kann, und was, jedenfalls für einen Augenblick, zu trösten und zu beglücken vermag.

Wir haben noch etwas Zeit heute morgen: Ich erinnere mich an einen Novemberabend zu Beginn meines eigenen Studiums in Bonn. Eine Lehrveranstaltung zur Philosophie war zu Ende gegangen, eine Begleit- und Pflichtveranstaltung für das erziehungswissenschaftliche Begleitstudium im Lehramt. Wahrlich kein dankbares Format für den älteren Dozenten, einen Lehrprofessor, der sich mit solchen Großveranstaltungen herumplagen musste, und der aus lauter didaktischer Verzweiflung Lehrbücher dafür geschrieben hatte. Die wir natürlich nicht oder nur flüchtig gelesen haben.

Aber keiner, den der nüchterne Alltag seines Berufs seine Begeisterung für die Sache vollständig gekostet hatte, und das war in der eben gerade vergangenen Sitzung zum Ausbruch gekommen. Mit leiser Stimme hatte er bekannt (eine zwingende logische Deduktion war das nicht, sondern eben ein Bekenntnis), der wohl mindestens agnostische Kantianer bekannte: „Ein Geist, der Gültiges zu denken vermag, *kann* gar nicht sterblich sein.“ Über dem Hofgarten Richtung Westen durchbrach ein feuerrotes Abendrot den bewölkten Himmel, und die Frage erhob sich, was sich noch alles in diesem geöffneten Himmel der Erkenntnis zeigen mochte. Und, weitere Frage des Studenten: Welchen Beitrag hierzu könnte noch die Theologie leisten? Oder war das eine falsche Frage an die Theologie, dort hinter der Fassade der Friedenskönigin?

Liebe Geschwister, ich wünsche uns allen, dass unser genaues Hinsehen in diesem Semester gelegentlich einmal solche Sicht auf das Unsichtbare eröffnen wird, das Unsichtbare: das, was uns überrascht, das, was noch nicht gedacht oder gesehen oder beschrieben oder analysiert worden ist, das, was wir bisher noch nicht beim Blick in den Spiegel an uns entdeckt haben, oder das, was wir im anderen Menschen noch nicht haben sehen können.

Ich wünsche uns allen, dass sich, nicht stets und ständig, dies zu hoffen wäre vermessen, aber vielleicht hier oder da, einmal oder zweimal der Himmel öffnet in diesem Semester, und dass wir uns faszinieren lassen von dem Leuchten, das uns erscheint. Das mag geschehen, wo es will, am Meer, am Rhein, auf dem Hofgarten, im Hörsaal, oder auch hier in der Schlosskirche am Sonntagmorgen. Das walte Gott!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, wird Eure Herzen und Sinne bewahren in Jesus Christus.

Amen